

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 14 (1934-1935)
Heft: 7

Artikel: Flämisches Belgien
Autor: Schoch, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157860>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Flämisches Belgien.

Von Hedwig Schoch.

Belgische Landschaft stellt sich in Breite und Fläche dar, binnenländisch leicht gekräuselt fällt sie der Küste zu wie schwere Seide, die entrollend sich dehnt. In ihrer Seele das streitbar Geschwisterte des Wallonischen und Flämischen zu scheiden, hält nicht zu schwer, denn das Eine trägt sich in der anmutig bewegten Gebärde französischer Zonen vor, indes das Andere in seiner saftstrogenden, trüchtig gelagerten Ruhe niederdeutschen Wesens ist. Der Himmel dann mischt versöhnlich einen Gran südlicher Milde zwischen nordisch gewuchtete Wolkengebirge. Die Bäume Flanderns, die mit mächtigen Kronen nach dem Unendlichen zu greifen scheinen, wirken einsam auch in Geselligkeit. Rubens schildert sie im heroischen Kampf mit den Stürmen, Brueghel und Grimmer halten sie in der erbarmungslosen Nacktheit des Winters fest. Fette, satte Wiesen durchziehen das Land und verharren zwischen herrisch aufschießenden Industrieanlagen so sicher als inmitten primitiver bäuerlicher Siedelungen.

Menschengestalt und -gehaben ist in den flämischen Bezirken erstaunlich eindeutig auf das Germanische gestellt, wie die niederländische Sonderart es formt. Man sieht Frauen und Kinder wie aus Jordaenschen Bildern geschnitten, hell und durchblutet und von der saftigen Schwere flämischer Erde, heftig zuweilen, doch für gewöhnlich von gutmütiger Zutraulichkeit. Dieses Rassebild springt uns am auffälligsten aus den breiten Volksschichten entgegen, die nun einmal je und je Träger der bodenständigen Typik sind, während häufig das Artfremde, zumal wenn es differenziertere Lebensformen aufweist, die Oberschicht anzieht und durchsetzt. Die völkische Selbstbesinnung, die seit dem Weltkrieg allorts aufsprießt, läßt auch in Belgien das Flämische mehr und mehr Oberhand gewinnen und wird dem Volksganzen heilsam sein, wenn sie ihre Ziele nicht in fanatischen Haß hinein überspannt, denn reicher wird dieses Ganze sich erweisen, so das Wallonische die flämische Schwere lockert und mildert.

Nicht minder überraschend als die weitgreifend ungemischte Menschenform wird uns die Schau von Städtebau und Kunst. Diese blühten auf am Abend des Mittelalters im Anstieg des Bürgertums, sie neigten sich und erloschen in ihrer Eigentümlichkeit als die immer wechselnde Fremdherrschaft, von der Belgiens Geschichte beschickelt ist, in ihren Kunstformen diesem Volke nicht mehr gemäß war. Der Städtebau, vom 15.—17. Jahrhundert im Wesentlichen geprägt, spricht eindrucklich von flämischer Art. Das Straßengefüge ist selbst im mittelalterlichen Kernstück der Städte weit und großzügig, als ob es die nie versagende Weite des Horizontes spiegle. Plätze sind reichlich und vielgestaltig eingestreut. Der Große Markt ist das Herz der Altstädte. Doch wogt der Strom des Lebens jenseits dieses Platzes und läßt ihm in Brüssel den Schimmer venezianischer Festlichkeit,

in Antwerpen die Wucht und Würde kraftvoller Geschlechter, die sich in Satttheit und Kühnmut gleich unbeschränkt auszudrücken wagten. Auch in den kleineren Städten, die nirgends die Verschlafenheit und Weltferne der französischen Provinz aufweisen, ist dies Herz mehr geistiger als verkehrsmäßiger Mittelpunkt, aber immer bleibt der Eindruck, als ob die umkreisenden Giebelketten von ihm aus schwingen. Das belgische Junst- und Bürgerhaus kennt seine vornehmste Gestaltung im Giebelbau. Kaum eine Form profaner Architektur schenkt dem Überschwang der Künstlerphantasie wie dem Stolz und dem Selbstbekenntnis des Bauherrn solch reich besaitetes Instrument. Ungehemmte Willkür darf sich ausleben, weil sie doch für und durch das Ganze steht und sich ihm unverbrüchlich verbunden weiß. Die großen Marktplätze all der schicksalsreichen flämischen Städte sind besäumt mit den Juwelenreihen ihrer Gildehäuser. Ihre aufsprühenden Giebel sind jeder Statik trotzend mit Rittern, Engeln, Adlern, sinnvollen Frauengestalten, ja selbst vom wild gebäumten Pferd des h. Georg bekrönt. Doch diese Bewegtheit verfließt nie ins Grenzenlose, denn immer findet das Wogen in der gelassenen Breite und gesammelten Herrschkraft des Stadthauses Abklang und Ruhe. Oft übernimmt ein Kaufhaus, eine Halle dieses Amt oder gesellt sich ihm zu und gibt sich durch einen Turm gebieterisch Würde. Das Brügger Stadthaus mit dem feinen Gefräusel seiner gotischen Linien wird zu einer zarten silbernen Melodie neben den dröhnenden Akkorden des Markthauturmes. In Löwen aber gleicht das Rathaus einem ins Übergroße geratenen Reliquienschrein. Finsterer Ernst und bittere Wehrdurft fällt in Flandern den schmalzählig erhaltenen Burgen zu, düster über alle Maßen das Grafenschloß und die Burg Gerhardts des Teufels in Gent, so auch der Steen zu Antwerpen, dieser jedoch durch die weltweite Sendung der dicht vorüberziehenden Schelde gemildert.

Wohl das wenigst Eigene in Belgiens Baukunst sind die Kirchen. Es ist, als ob dieses diesseitsstarke und -kundige Volk für die Gestaltung irdischer Zwecke, zumal in der Architektur, wenig übrig gehabt habe. Wir sind geneigt, seine Werktagsgebundenheit durch die Gegenwart bestätigt zu finden, indem wir kaum je in einem katholischen Lande so wenig Gläubige in den Kirchen fanden und so viel unbedenklichen Lärm bei der Reinigung derselben. Die Raumdehnung der Kathedralen erinnert oft an Englands große Kirchenbauten, die Formensprache klingt eher französisch, gibt aber in der gebieterischen Gebärde der Einzeldinge die flämische Luft an der lastenden schwerflüssigen Materie kund. Man bedenke die baumhaften Rundpfeiler in St. Gudula zu Brüssel und gar das formenstrotzende unbeherrschte Gewoge der Kanzeln. Flämischer Gestaltungswille begegnet dem Architekturstil der Jesuiten, und sein Barock feiert in flandrischen Kirchen dieses Ordens Triumphe an leidenschaftlichem Pathos.

Ihr Bestes hat die flämische Seele der Malerei vorbehalten. Sie ist der Mund ihrer innigsten Bekenntnisse. Man sagt von ihr, daß sie das Stoffliche vergeistigt, das Geistige verstofflicht habe. Was an tiefwurzelnder

Religiosität im Flamen lebte, ist in dem durch Jahrhunderte jungen Zauber der Farben und der heiligenden Stimmung des Milieus Bild geworden. Das Tal, das sich zwischen die Gipfel der Kunst des 15. und 17. Jahrhunderts schiebt, zeigt Werke, die neben rein Romanisierendem die Fülle und Breite der nationalen Sonderheit darstellen. In Rubens aber ist flämisches Wollen, Können und Dürfen mit der Alles sagenden und tragenden Gebärde des überragenden Genius verkündet.

Die gemordete Seele.

(Zu dem gleichnamigen Roman von Grigol Kobakidse ¹⁾).

Von H. v. Berlepsch-Dalendas.

Wenn in Japan ein Baum fällt, mit der Korrektion eines Flusses begonnen, ja sogar ein von Menschenhand geschaffener Gegenstand, eine Lokomotive, ein Schiff zerstört werden soll, so findet noch heute die sog. Versöhnungszeremonie statt. Der Sinn dieses Aktes ist uns schwer verständlich; denn der Glaube an die Beseelung alles Geschaffenen ist in der europäischen Menschheit praktisch tot. Unsere Welt ist längst in „Dinge“ auseinandergefallen, die der Mensch zwar beherrscht, die er aber nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zusammenhang begreift, denen er sich darum auch nicht mehr verbunden fühlen kann. Noch im Deismus des 18. Jahrhunderts, ganz stark bei Rousseau, war auch in Europa trotz Aufklärung und Rationalismus hievon etwas lebendig, freilich eng beschränkt auf die menschliche Gesellschaft. Wie eine späte Abendwolke leuchtet es noch einmal über der ganzen Schöpfung in der Romantik auf, ehe die Technokratie des 19. Jahrhunderts die Welt mitleidlos verdinglichte und die erdräumliche Wirkung von Angebot und Nachfrage das Gefüge alter Bindungen mit der Wucht einer unabwendbaren Katastrophe Stück um Stück zersprengte.

Mit dem Verhältnis zur Schöpfung wie zum Geschöpf hat sich auch das Verhältnis zum Schöpfer selbst gewandelt. So bedeutet Entbindung für den Entbundenen Vereinzeln, Vereinsamung; Verdinglichung der Schöpfung heißt zunehmende Unfähigkeit des liebenden Begegnens, des Verstehens, das weder eine abstrakt gewordene Gottesidee noch eine unpersonliche Gesetzesordnung neu zu erregen vermag. Wenn Grigol Kobakidse von Thamas, dem Helden seines Romans „Die gemordete Seele“ einmal sagt: „er vergaß, daß Gott überall ist, wo das Herz offen ist, bereit, sich darzubieten, wie ein Opfertier,“ so konnte er folgerichtig an einer anderen Stelle schreiben: „Alles, was in Sowjetland geschieht, geschieht überall. Bei uns kämpft man gegen Gott, man will ihn töten. In Europa und

¹⁾ Grigol Kobakidse, Die gemordete Seele. Eugen Diederichs, Jena.